

HINTERGRUND KULTUR UND POLITIK

Reihe	Literatur
Titel	Endlich Ruhe, Platz und Grün. Der Traum vom Vorstadtleben
AutorIn	Christoph Vormweg
RedakteurIn	Dr. Jörg Plath
Sendetermin	3.10.2021
Ton	Martin Eichberg
Regie	Stefanie Lazai
Besetzung	Stephanie Eidt, Laurenz Laufenberg, Max Urlacher, Nina West

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Jede Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in den §§ 45 bis 63 Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig.

© Deutschlandradio

Atmo [Archiv-Mischung: Vogelgezwitscher, Rasenmäher, gedämpfte Stimmen, ferne Autobahn, Schritte]

Musik 1 [Franz-Josef Degenhardt: Feierabend, 2:50]

Vorstadt – Feierabend

Fliederduft verweht

Abendglocken schwingen leise aus.

Mauersegler ruhn,

die Sicheln abgedreht.

Küster hinken hungrig nach Haus.

Kühler Nachtwind bläst

vom Fluss herauf und Tauben gurr' n.

Frauen kichern, kaun

die Lippen. Ihre Männer knurr'n.

Greise lecken sich

die Finger, und die Kater schnurr'n ... [3:42]

O-Ton 1 [Deck]

Les architectes, les urbanistes, ils concoivent...

Sprecherin

Die Architekten, die Urbanisten entwerfen die Orte. Sie gestalten sie.

Aber die Orte bestimmen – im Gegenzug – die Menschen, die dort leben.

O-Ton-Ende ... qui y vivent enfin.

Sprecher (Autor)

Julia Deck (Ausspr. frz.), Autorin des Vorstadt-Romans

„Privateigentum“.

O-Ton 2 [Deck]

Le rapport à l'espace ...

Sprecherin

Das Verhältnis zum Raum ist in meinen Augen fundamental. Das ist in all meinen Büchern präsent. Für die Frage der Nachbarschaft, der Umgebung muss ich äußerst empfänglich sein, weil alle meine Figuren – ob sie nun in der Stadt oder davor wohnen – vollkommen

von ihren Orten bestimmt sind. Es gibt einen permanenten Austausch zwischen den Individuen und ihrem Lebensrahmen.

O-Ton-Ende ... les cadres de vie, oui.

O-Ton 3 [Gorkow]

Wir haben uns, glaube ich, gar nicht so sehr im Vorort gewöhnt damals, weil Büberich ja so nah an Düsseldorf dran ist. Das sind ja 10 Kilometer nur oder so. Wir fühlten uns so ein bisschen wie Düsseldorfer mit Garten, also man hatte so gar nicht das Gefühl: Man ist so weit ab vom Schuss.

Sprecher (Autor)

Alexander Gorkow beschreibt die Vorstadtkindheit seines 10-jährigen Alter Ego im Roman „Die Kinder hören Pink Floyd“.

O-Ton 4 [Gorkow]

Für mich ist das eben *die große Welt* gewesen – und eine Welt voller Vorstellungen und Sehnsüchte und Pink Floyd und Monster. Und ich glaube, wenn Sie in Grönland aufwachsen und schreiben darüber später, wie Sie im Iglu sitzen, dann ist das *die große Welt* – und das spielt sich im Kopf des Kindes ab.

O-Ton 5 [Woelk]

Die Einfamilienhausgebiete haben immer so ein bisschen den Ruf, etwas langweilig zu sein. Aber im Grunde genommen muss man ja doch auch sagen, dass es immer noch nach wie vor sehr viele gibt, die in diese Situationen gerne ziehen wollen. Insofern ist der Ruf vielleicht doch nicht ganz so schlecht.

Sprecher (Autor)

Ulrich Woelks Roman „Der Sommer meiner Mutter“ spielt im Kölner Vorort Porz.

Stationssprecher/Regisseurin:

Endlich Ruhe, Platz und Grün. Der Traum vom Vorstadtleben.
Ein Feature von Christoph Vormweg.

O-Ton 6 [Woelk]

Was sicherlich stimmt, ist, dass sie literarisch so eine Art Metapher ja erst mal sind für so was wie eine – ich nenne das jetzt mal - so eine Vereinzelung. Diese räumliche Trennung macht was mit den Leuten, weil man, glaube ich, einfach sich dann noch stärker auf sich selbst oder auf die wenigen im eigenen Umfeld, also sprich die Kernfamilie bezogen ist. Und das weiß man ja: Wenn Menschen sehr eng sich aufeinander beziehen, wenn das zu lange geschieht, dann brechen Konflikte auf. Und ich finde die als Erzähler eben einfach sehr, sehr spannend, zumal sie eben doch oftmals doch sehr tief in die Psyche der Beteiligten hineinreichen.

O-Ton 7 [Heidtmann]

Es ist auch immer spannend, einfach zu sehen, dass dort vielleicht weniger Intellektuelle und Kreative leben als in den Metropolen. Der Enzensberger schrieb ja immer darüber, dass er in der Provinz lebt, um wirklich mehr zu sehen. Und die Peripherie, der Vorort erlaubt natürlich auch ganz andere Blicke auf die Gesellschaft.

Sprecher (Autor)

Andreas Heidtmanns Erstling mit dem Titel „Wie wir uns lange Zeit nicht küsst, als ABBA berühmt wurde“ spielt am Rande des Ruhrgebiets, im vorstädtischen Flickenteppich aus alten Dörfern und neuen Siedlungen.

O-Ton 8 [Heidtmann]

Man hat Abstand. Man ist nicht sozusagen im Zentrum, sondern blickt entweder zum Zentrum - oder hat auch ganz andere Blickwinkel. Und ich denke, dass ist für die Literatur interessant, weil gerade die Vorstadt schafft es, einen sehr spezifischen Blick auch auf die Gesellschaft zu werfen und dadurch auch andere Einsichten zu gewinnen.

O-Ton 9 [Dieudonné]

„Le Demo“ c’est donc un quartier pavillonnaire ...

Sprecherin 2

„Le Demo“ ist eine Einfamilienhaus-Siedlung mit grauen, eher hässlichen Häusern. Ich wollte [in meinem Roman „Das wirkliche Leben“] so ein Dekor, weil ich immer konsterniert bin von der rein zweckbetonten Bauweise, die man für Arbeiter vorsieht - als könne man sie einfach so in Vierteln und Häusern ohne jeden Charme parken, die wirklich nur zweckmäßig sind.

O-Ton-Ende ... juste utilitaire.

Sprecher (Autor)

Die in Brüssel lebende Adeline Dieudonné beschreibt in ihrem Bestseller „Das wirkliche Leben“ eine Vorstadt-Familientragödie.

O-Ton 10 [Dieudonné]

Ce n'est pas le quartier dans lequel j'ai grandi ...

Sprecherin 2

Das ist nicht das Viertel, in dem ich aufgewachsen bin. Aber es gab ein Viertel in unserer Nähe, das ich beim Schreiben als Vorbild genommen habe. Ich brauchte also keine Recherchen machen. Denn ich hatte diese Bilder mit den immer gleichen Häusern im Kopf. Wahrscheinlich waren sie anfangs, als sie entworfen wurden, der Traum ihrer Bewohner, eine Art Utopie in ihren Köpfen – nur, dass die Dinge nie so sind, wie man sie sich vorgestellt hat.

O-Ton-Ende

... comme on les a imaginés.

Musik [Pink Floyd, Echoes – erste Töne]**Sprecher (Autor)**

Selten sind in so kurzer Zeit so viele Romane erschienen, die in Vorstadtsiedlungen mit Einfamilien- und Reihenhäusern spielen. Julia Deck und Adeline Dieudonné erzählen fiktive Geschichten. Ulrich Woelk, Andreas Heidtmann und Alexander Gorkow dagegen verarbeiten persönliche Erfahrungen, die sie in der Bundesrepublik der 1960er und –70er Jahre gemacht haben. Für die Elternfiguren ihrer Romane gilt: Sie leben am Stadtrand, weil der Wohnraum dort

preiswerter als in den Innenstädten ist und weil sie dem Lockruf nach mehr Ruhe, mehr Raum und mehr Grün gefolgt sind. Plattenbauten wie in Osteuropa oder Betonburgen wie in den Pariser Vorstädten wären für sie nie in Frage gekommen. Die Eltern repräsentieren die Eigenheim-Mentalität.

Zitator [Bourdieu S.48]

„Die familiale Zelle, um die als Weg individuellen Aufstiegs verstandene Erziehung zentriert, ist der Ort einer Art von kollektivem Egoismus.“

Sprecher (Autor)

So der weltberühmte französische Soziologe Pierre Bourdieu in der Studie „Der Einzige und sein Eigenheim“.

Zitator [Bourdieu, S.48]

„Dieser [kollektive Egoismus] findet seine Legitimation im Kult des häuslichen Lebens, wie ihn all diejenigen in Permanenz zelebrieren, die [...] von der Produktion und Zirkulation der für den Haushalt bestimmten Gegenstände leben. Und ohne die Bedeutung, die man ähnlichen Indizien beimessen muss, überzubewerten, kann man doch nicht umhin, ein [...] Zeichen der Zeit darin zu erblicken, dass die [...] Fernsehbilder [...] im Begriff sind, das Kleinbürgertum der Vororteigenheime in die trügerische Welt der Werbung für Haushaltsprodukte, der die gleichen Produkte feiernden Spiele und der Shows in [...] eine fiktive Geselligkeit um eine Kultur des Kitsches [...] zu bannen.“

Sprecher (Autor)

Besonders in Deutschland, so Margareta Steinrücke und Franz Schultheis im Vorwort zu Bourdieus Studie, werde „der Traum vom eigenen Häuschen im Grünen“ „unvermindert sehnsüchtig geträumt.“

Zitatorin [Steinrücke / Schultheis, S.9]

„Die Hälfte aller Deutschen zwischen 25 und 35 Jahren will sich [diesen Traum] bald erfüllen: um den Mieterhöhungen zu entgehen,

nicht gekündigt werden zu können, im Alter versorgt zu sein; damit die Kinder im Grünen gefahrlos spielen können; um unabhängig zu sein von Vorschriften und Belästigungen durch Vermieter und Mitbewohner; und um etwas Eigenes zu haben, das ihnen gehört, das sie gestalten können, in dem sie frei schalten und walten und das sie eines Tages ihren Kindern vererben können.“

O-Ton 11 [Woelk]

Im Grunde genommen war das ja ein Konzept der Modernität, das heißt also: Jetzt konnte man mit der plötzlich vorhandenen, auch individuellen Mobilität – das Auto, die Garage – konnte man gewissermaßen sich aus der Stadt entfernen, sich in diese Wohnsituation begeben - und die Stadt: Die war noch da!

O-Ton 12 [Woelk]

Also man war eben nicht in die Rückständigkeit einer ländlichen Idylle gezogen, sondern das war die modernste Lebensform, wie sie sich eine junge Familie damals vorstellen konnte. Die Nähe der Stadt war auf eine bestimmte Weise der Beweis, wie modern man war.

Sprecher (Autor)

Doch bei aller Beliebtheit des vorstädtischen Eigenheims ist das Konzept umstritten: wegen der Zersiedlung, des hohen Landverbrauchs, wegen der ökologischen Probleme durch die Versiegelung des Bodens und des erhöhten CO²-Ausstoßes. Denn die nahe Stadt ist nur mühselig mit dem öffentlichen Nahverkehr zu erreichen. Jede Familie benötigt mindestens ein Auto. Mehr noch: Auch das Auge leidet.

Zitator [Maak, S.12]

„Warum sind unsere Vororte ein Desaster, die Häuser – bis auf wenige Ausnahmen – so indiskutabel und hässlich?“

Sprecher (Autor)

fragt der Architektur-Kritiker Niklas Maak in seinem Buch „Wohnkomplex“.

Zitator [Maak, S.63, 68]

„[Im] Siedlungsbrei am Stadtrand [...] ereignet sich ein ästhetisches Massaker.“

Musik [flächiger Sound]

Sprecher (Autor)

Ich habe dieses ästhetische Massaker selbst erlebt, auch wenn es mich als Kind nicht störte. Frühe Luftbilder der Kölner Gartenstadt Nord, die Mitte der 1950er Jahre am Reißbrett geplant wurde, verbreiten den Charme eines Internierungslagers. Wegen der Wohnungsnot nach dem Zweiten Weltkrieg folgten die Bauherren der Devise: so schnell und so billig wie möglich. Von den Idealen der Gartenstadt-Bewegung, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Folge der rasanten Industrialisierung aufkam, keine Spur: Die Siedlung wurde einfach auf den Acker gesetzt. Kein Baum weit und breit, nur niedrige Büsche und Rasen. Zwar gab es auch genossenschaftliche Konzepte. Doch in den Vorstadtsiedlungen gewann bald das private Eigenheim die Oberhand.

Musik [kurz frei, dann weg]

Sprecher (Autor)

Wie stark aber prägt diese Lebensform mit ihrer Minimal-Ästhetik die Bewohner, ihre Vorlieben und Visionen? Nach den Erfahrungen von Andreas Heidtmann ist die größte Gefahr für das Leben in den Familienreservaten die Pubertät. In seinem passagenweise wunderbar ironischen Roman „Wie wir uns lange Zeit nicht küssten, als ABBA berühmt wurde“ beschreibt er aus der Sicht des 14-jährigen Ben, wie die Sehnsucht das Weite suchen kann.

Zitator (Heidtmann, S. 162)

„Londoner Lifestyle und Palmers Partykeller existierten nicht einmal im selben Kosmos.“

Sprecher (Autor)

London wird für Ben in den 1970er Jahren zum vergötterten Ort: mit den Beatles und den Rolling Stones, kurz: mit der *richtigen* Musik.

Zitator (Heidtmann, S. 162)

„Es musste Paralleluniversen geben. Vergessene Universen. Zur Strafe der Menschheit erfundene Universen. In einem solchen existierte Palmers Partykeller. Es war im Grunde eine vertäfelte Vorhölle mit Merry-Monk-Requisiten, ein Raum der Verdammnis, der draußen seine Fortführung fand mit der traurigsten Fassade der Welt im entlegensten Kaff der Welt mit einem Tümpel und einem Tambourcorps, einer Sporthalle aus Glasbausteinen und einem Fluss als Chemikaliengraben am Rand eines Areals, dass uns Ruß und Schwefeldämpfe schickte und manchmal, wenn wir die flache Landstraße entlangfuhren, von fern mit seinen Schloten herübergrüßte. Wir waren hoffnungslos verloren.“

O-Ton 13 [Heidtmann]

In diesen Vororten ist ja auch diese große Vergleichbarkeit gegeben. Da wohnt die eine Familie mit zwei Kindern und hat vielleicht den Garten, wir sind da in den 70er Jahren in dem Roman: Und nebenan steht plötzlich eine Hollywoodschaukel – und schon braucht man auch diese eine Hollywoodschaukel. Das kennt man ja, diese Assimilation, die da ständig stattfindet.

Sprecher (Autor)

Die Fernsehwerbung wird in den 1960er Jahren zum großen Konsumanstachler. Von der Maggi-Würze über Tempo-Taschentücher bis zur Ultraweiß-Zahncreme: Der Kampf um die Prägung des Massengeschmacks läuft auf medialen Hochtouren. Denn kulturelle Anreize – außer Kirchenchören und Sportvereinen – bietet die Vorstadt nicht.

O-Ton 16 [Heidtmann]

Man lebt zwar in einem Vorort ein bisschen unter Beschränkungen, da ist nicht so viel los. Andererseits haben wir ja auch die Medien. Ich

habe das persönlich damals sehr stark erlebt: Ich hing sehr viel am Radio, nicht nur, um die Charts zu hören, sondern WDR und Deutschlandfunk. Ich habe sehr viel musikalisches Wissen über den Rundfunk bezogen – und so habe ich das auch bei diesem Ben, bei dem Protagonisten gesehen im Roman, dass er sozusagen sein Kopfkino auch befeuert dadurch eben, dass er eben plötzlich Schubert hört im Radio und dass er so an ein Buchregal kommt oder dass er Filme und Musiker erlebt. Und das sind eigentlich so die Gegenwelten, die sich auf tun zu der Drögeheit der Vorstadtorte.

Sprecher (Autor)

Die bescheidenen, kleinbürgerlichen Träume seiner Eltern sind Ben ein Graus. Fast jeden Abend hängt er mit den „Schwanenteich-Rebellen“ herum und gewöhnt sich an die obligatorischen Abendbierchen. Alles Erstrebenswerte liegt jenseits der Vorstadt am Rande des Ruhrgebiets – ausgenommen die hübsche Susanna. Den so lang ersehnten ersten Kuss beschert ihm aber Mona. Für Bens angekratztes Ego ist das ein neuer Tiefschlag.

Zitator (Heidtmann, S. 94-95)

„Dass Susanna die Mona-Begegnung, anders als ihre Cousine Lisa, nicht in den Rang eines Unglücks oder auch nur Zwischenfalls hob, war so sagenhaft wie irritierend und entlarvte zugleich mein eigenes Fühlen und Denken als ein Mickrigkeitsfühlen und -denken, als sei mein Empfinden nichts als ein schrumpfliges Gebilde, allenfalls so groß wie meine linke Socke, wenn ich sie vom Fuß zog. [...] Letztlich war mein Denken also nur ein furchtsames Denken, kein weltbewegendes und weltbewegtes Denken, kein müheloses Denken, ein Kleinlichkeits- und Kleinmütigkeitsdenken, ein nicht-über-den-Tellerrand-blickendes Denken, ein hinterwäldlerisches Nicht-Denken.“

Sprecher (Autor)

Ben fürchtet, das vorstädtische Denken könne seine noch unklaren Zukunftsträume von vornherein ausbremsen. Die Angst, als Hinterwäldler zu enden, hält ihn wach.

O-Ton 15 [Heidtmann]

Man könnte sogar so weit gehen, dass diese Drögeheit sogar Motor des Kopfkinos ist. Es ist ja auch Fluchtort, Gegenwelt – und auch so ein Tagebuch: Da vergewissert man sich dann ständig: „Wer bin ich?“ und so. Das ist halt in der Jugend so oder in der Vorpubertät oder der Hauptpubertät. Man versucht zu erkennen: „Ja, wie bin ich anders? Möchte ich anders sein?“

Sprecher (Autor)

Ben möchte raus aus der Vorstadt, auch wenn sein Begehren noch diffus ist. Wie war das damals bei mir? Hatte ich in Bens Alter, Mitte der 1970er Jahre, auch Ausbruchsgedanken?

Atmo

[Archiv-Mischung: Vogelgezwitscher, ferne Autobahn-Geräusche, Kinder-Rufe, Schritte]

Musik [flächiger Sound]**Sprecher (Autor)**

Gartenstadt Nord. Ich spaziere durch die Straßen meiner Kindheit und Jugend. Auch heute hängen die Gardinen in den Eigenheimen meist dicht. An den Grundgeräuschen hat sich wenig geändert: Vogelgezwitscher, Kinderrufe aus den Gärten, brummende Rasenmäher, das entfernte Raunen des Kölner Militärrings und der Autobahnen, ab und zu aufsteigende Flugzeuge. Anders als in den Anfangsjahren verdient die Gartenstadt Nord heute aber ihren Namen. Viel grüner geht es nicht. Manche Bäume sind über zehn Meter hoch. Doch erwartet mich niemand mehr. Meine Eltern sind seit langem tot.

Musik [Franz-Josef Degenhardt: Horsti Schmandhoff]

... aus gleichen grauen Reihenhäusern und aus gleichem Guss, mit gleicher Gier nach hellen Häusern, Rasen, Chrom und Kies, nach schlanken Frauen, Kachelbad – Kumpanen, die ihr dies

fast alle heute habt und nur ungern rückwärts seht ... [0:36]

Sprecher (Autor)

Franz-Josef Degenhardt war der Lieblingsbarde meines Vaters: ein Bruder im Geiste, links und kritisch. Deshalb passte das Leben in der Stadtrandsiedlung auch nicht zu seinem intellektuellen Selbstwertgefühl als angesehener Theater- und Literaturkritiker. 1964, als ich drei Jahre alt war und in der Gartenstadt Nord 18.000 Menschen wohnten, versuchte er sich zu rechtfertigen: in seinem „Brief aus Köln“, erschienen in der Zeitschrift „Monat“ unter dem Titel „Jedem sein Paradies“:

Zitator [Vormweg, H.: Jedem sein Paradies, S.23]

„Vermutlich werde ich noch einige Jahre in der Gartenstadt Nord wohnen bleiben. [...] Wegen der Kinder.“

Sprecher (Autor)

Denn ein Haus mit Garten erschien auch meinem Vater kindgerechter als eine Etagenwohnung in der lauten, abgasbelasteten Innenstadt.

Zitator [Vormweg, H.: Jedem sein Paradies, S.23]

„[Solche] Gründe [...] haben ein Gewicht, das einer Reihe anderer Gründe standhält, die dafür sprechen, die Gartenstadt Nord und überhaupt die meisten Suburbien im Lande zu fliehen wie eine Art heimtückischen Ausschlags, wie den Ungeschmack und die Antikultur selbst.“

Sprecher (Autor)

Das Glück seiner Jungen wog das kulturelle Nichts des Siedlungsalltags auf. Doch blieb mein Vater auch dann in der Gartenstadt Nord, als wir Kinder in die Stadt zogen, ja sogar noch, als unsere Mutter gestorben war. Er verkleinerte sich lediglich und zog – weiterhin zur Miete, was bei den Reihenhausbewohnern eine Seltenheit war – ins Nachbarhaus. Was hielt ihn in der Gartenstadt, dieser Siedlung „ohne Kopf und Geschlecht“, wie er schrieb? Fühlte

sich der Sohn eines siegerländischen Stahlarbeiters etwa geborgener als in den bürgerlichen Vierteln der Innenstadt? In der Überzahl wohnten dort die Mitarbeiter der nahen Autofabrik von Ford.

Zitator [Vormweg, Heinrich, S. 26]

„Der Suburbs-Kleinbürger hat angenehme Züge. Dass er sich im Paradies fühlt, macht ihn freundlich. Er drängt sich nicht auf, denn er ist aufs angenehmste mit sich selbst beschäftigt. Er hat, was er braucht; etwa ebensoviel wie die Nachbarn, soweit er schauen kann; er ist nicht gierig.“

Sprecher (Autor)

Und für den Fall der Fälle sah mein Vater noch einen Joker im Spiel:

Zitator [Vormweg, Heinrich, S. 26]

„Das Auto steht vor der Haustür. Ich lebe in einem Paradies, aus dem ich jeden Augenblick ausbrechen kann.“

Sprecher (Autor)

Im Laufe der Zeit tat mein Vater alles, um den Siedlungsalltag ganz seinen Bedürfnissen anzupassen. Als wir Kinder ins Gymnasium gingen und den Garten nicht mehr benötigten, arrangierte er sich mit unserem Nachbarn. Im Erdgeschoss und in den ausgebauten Dachstühlen wurden beide Häuser mit Durchgängen verbunden. Wir zogen nach oben, die Nachbarsfamilie übernahm das Parterre. Nur die erste Etage blieb geteilt. So konnte mein Vater sein Büro in der Innenstadt aufgeben. Hinter einer eisernen Feuerschutztür richtete er unter der Dachschräge seinen Elfenbeinturm ein, sein verrauchtes, nach Kaffee riechendes Bücherparadies. Endlich war Schluss mit dem verhassten Rasenmähen, dem lästigen Unkrautzupfen und dem Bodenharken. Dabei suchen viele Vorstadt-Bewohner gerade in der Gartenarbeit Erfüllung, wie Alexander Gorkow erzählt:

O-Ton 17 [Gorkow]

Für meine Eltern, die sehr belastete Leben schon geführt hatten, als ich auf die Welt kam: durch Krieg und Verlust und Krankheit und

Traumata, mein Vater war fünf Jahre in Russland von seinem 18. bis 23. Lebensjahr – als halbjudisches Kind, verleugnetes, und sozusagen Hitlers Kanonenfutter, also ganz entsetzlich ... – ich glaube, dass meine Eltern diese Vorstadt und den Garten mit dem Quittenbaum einfach für sich gebraucht haben und sich deswegen entschlossen haben, sich dort niederzulassen und nicht in der Stadt – wie wir damals sagten, weil sie dieses Paradies für sich und ihre Kinder haben wollten.

Zitator [Gorkow, S.58/59]

„Im Garten gehe ich immer zwei Schritte hinter dem Vater, der Gift sprüht. Die Stauden, die Wiese, die Obstbäume, auch die Quitten, die eh bald gepflückt werden, verschwinden im Nebel des Giftes. So auch er selbst, der Vater, den man, wenn er lange sprüht, kaum noch sieht in der Wolke fabelhaft wirksamen Gifts. [...] Schon die Idee des Schädlings, sich bei uns anzusiedeln, muss vernichtet werden. Es geht nicht darum, die Blattlaus zu töten, die Blattlaus darf unseren Garten gar nicht erst in Erwägung ziehen.

Der Satz des Vaters zum Nachbar Kallen, am Zaun: »Jupp, ich sprüh' gleich. Meine Rosen brauchen ihr Gift.«

Die lange Pause, bis Jupp Kallen antwortet. »Ja.«

Nach einer weiteren langen Pause, die beide Männer nutzen, um sich zu fixieren, sagt Jupp Kallen: »Ich sprüh morgen.«

Sie rauchen, gucken und sagen nichts.“

Sprecher (Autor)

Der trockene Humor ist bei Alexander Gorkow das eine, das andere der gelegentliche Ausbruch aus der Perspektive des Heranwachsenden.

Zitator [Gorkow, S.58/59]

„Würde man das zusammenschneiden, wie sie über die Jahre am Zaun stehen, Jupp Kallen und der Vater, wie sie sich dabei ansehen, das Ergebnis wäre ein Film aus tausend Stunden, leicht und vollkommen, die Haltung der Männer, der Rauch im Licht, die Augen, die den Blick des anderen suchen, um darin, im Blick des anderen zu

ruhen, all dies würde sich in diesem Film nicht verändern. Still stünden sie in geraffter Zeit aus Jahrzehnten, die Haare erst schwarz, dann weiß, die Kleidung ab- und aufflackernd in diesen und jenen Farben. Ein Liebesfilm.“

O-Ton 18 [Heidtmann]

Es geht eigentlich nicht darum, dass man jetzt neue Ideen entwickelt, sondern es geht darum, dass man sich in dieser neuen Umgebung, in dieser Gemeinschaft in Führungsstrichen möglichst gut einbindet.

Sprecher (Autor)

Andreas Heidtmann schreibt nicht nur, er ist auch Gründer und seit vielen Jahren Leiter des Leipziger Verlags „Poetenladen“.

O-Ton 19 [Heidtmann]

Man hat ja das Eigenheim mit Kindern und Garten. Das ist dann sozusagen die Endstation, die man dann erreicht hat. Warum sollte man sich da weiterentwickeln? Und das heißt: Wenn man sich nicht mehr entwickelt, dann wird man natürlich auch irgendwie starr und entwickelt Sprüche und immer wiederkehrende Redewendungen und Floskeln – das ist vielleicht so die Geburtsstunde der Floskeln. Wenn man es im Leben nicht weiterführt als bei den Eltern, weil sie entwickelt hatten, was sie wollten, dann kommen halt die Floskeln.

Musik [Doors; Riders on the storm, Anfang]

Sprecher (Autor)

In 1960er Jahren sind die Geschlechterrollen in der Siedlungswelt noch eindeutig. Die Männer verdienen das Geld, kümmern sich in ihrer Freizeit um Garten und Autopflege und haben meist das letzte Wort. Die Ehefrauen und Mütter erziehen den Nachwuchs, putzen das Haus, kaufen ein und kochen.

O-Ton 22 [Woelk]

Was das Rollenbild der Frauen angeht, war nichts modern. Da war

alles noch wie in den Anfängen des Bürgertums im 19. Jahrhundert eigentlich. Das heißt: Die Frauen waren im gewissen Sinne zwar in einer modernen Zivilisationssituation – die Hausarbeit wurde auch weniger, weil die ganzen Geräte dazugekommen sind –, aber es war eben noch keineswegs selbstverständlich, dass sie dann angefangen haben zu arbeiten. Ich glaube, bis in die 70er Jahre hinein – das ist im Nachhinein unglaublich kurios – mussten Frauen noch die Zustimmung ihrer Ehemänner einholen, wenn sie arbeiten wollten.

Sprecher (Autor)

So wie Alexander Gorkow wählt auch Ulrich Woelk in seinem Roman „Der Sommer meiner Mutter“ die Perspektive des Heranwachsenden, der die Welt um sich herum staunend und ohne Vorurteile erkundet.

O-Ton 21 [Woelk]

Diese Lebenssituation dort ist vor allem für den Jungen Tobias, einen 11-jährigen Jungen, der ja der Erzähler dieses Buches ist, dieses Romans, ~~der Geschichte~~, für den ist es auf alle Fälle ein großer Gewinn, so zu leben, weil er ist eben so ein verträumter Junge, der von der Mondfahrt träumt und mal Weltraumforscher werden will und dem es sicherlich nicht so sehr liegen würde, zum Spielen runtergeschickt zu werden auf die Straße und dann sich in einer größeren Gruppe einen Platz in der Rangordnung oder so was zu erkämpfen. Also er ist eben jemand, der mit seinen Interessen und dem, was er sich für sein Leben vorstellt, erst einmal von dieser sehr friedlichen, sehr ruhigen Lebenssituation profitiert. Und als dann eben noch die Nachbarn dazukommen und diese Situation noch mal etwas farbiger gestalten, indem eben auch die Rosa dazukommt als die Tochter, ist ja im ersten Moment für ihn die Welt eigentlich völlig in Ordnung.

Sprecher (Autor)

Für Ulrich Woelk ist das eine ideale Versuchsanordnung, um die vorstädtischen Rollenmuster zu erkunden. Nachbarstochter Rosa ist ein Jahr älter, reifer, weltoffener, experimentierfreudiger als Tobias. Die Eltern der beiden sind gut situiert – zwei Mittelstandspaare, die

über den Gartenzaun hinweg schnell miteinander vertraut werden und sich gegenseitig zum Grillen einladen. Der neue Nachbar, Universitätsdozent Leinhard, denkt gern utopisch. Er prophezeit den in der Vorstadt geparkten Frauen eine goldene Zukunft: die in seinen Augen bestmögliche Emanzipation.

Zitator [Woelk, S.45]

„Zum Beispiel nahm Herr Leinhard an, dass es in Zukunft nicht mehr nötig sein werde zu kochen. Er glaubte, dass die Ernährung auf fertiges Essen aus Tiefkühlschränken umgestellt werden würde, das man nur noch erwärmen musste. Bügeln würde durch die Verwendung von Kunstfasern überflüssig, und irgendwann würde man solche Kleidung vielleicht auch nicht mehr waschen müssen. Sowieso würde es in einer modernen Welt keinen Schmutz mehr geben, weil es ja nicht mehr notwendig wäre, sich im Freien aufzuhalten. Büro, Auto, Wohnzimmer – in so einem Leben würde nichts mehr anfallen, was großartig wegzuwienern, zu bohren oder zu scheuern sei. Die Zukunft, die Herr Leinhard voraussah, würde sauber und bequem sein. Ein Paradies, insbesondere für Frauen.“

Sprecher (Autor)

Und doch beschreibt Woelks Roman „Der Sommer meiner Mutter“ ein bitteres Vorstadt-Drama. Gleich im ersten Absatz des Buches erzählt Tobias, dass sich seine Mutter ein paar Wochen nach der ersten bemannten Mondlandung „das Leben nahm“. Wäre das nicht passiert, wenn die Familie in der Stadt gelebt hätte, wenn die Fixierung der Frau auf das Haus, die Kernfamilie und die Nachbarn nicht so unausweichlich gewesen wäre? In der Vorstadt jedenfalls hatten sich die Hoffnungen von Tobias' Mutter ganz auf die neue Nachbarin Frau Leinhard konzentriert. Sie befeuerte ihre Sehnsucht nach einem eigenen Leben, nach einer eigenen Arbeit als Übersetzerin und nach Nähe zu einer Frau – auch körperlich.

Zitator [Woelk, S.171]

„Sie schwieg. Was hätte sie auch sagen sollen? Mein Vater hatte sie nicht geschlagen, hatte sie nicht herabgewürdigt, gedemütigt oder

vor anderen bloßgestellt. Er hatte ihr alles gegeben, von dem er glaubte, dass ein Mann es einer Frau geben musste: ein Zuhause, Wohlstand, Sicherheit. In seinen Augen hatte er alles richtig gemacht, in seinen Augen war er ein guter oder jedenfalls ein anständiger Mensch. Und das war er ja auch, etwas anderes konnte auch meine Mutter nicht behaupten.“

Musik [flächiger Sound]

Sprecher (Autor)

Und *meine* Mutter? Sie hat ihre beiden Söhne großgezogen, für ein sauberes Reihenhaus und gute Ernährung gesorgt: mit ungezählten Regalmeter selbstgemachter Marmelade und Kompott. Zur Belohnung bekam sie Anfang der 1970er Jahre eine moderne Einbauküche, ein Spitzenprodukt. Da konnten nur wenige Nachbarinnen mithalten. Denn wir wohnten ja zu einer günstigen Miete, die anderen aber mussten noch ihre Kredite abbezahlen. Und dennoch oder gerade deshalb: War der Alltag meiner Mutter ohne Bestätigung im Beruf ein sich endlos hinziehender Alptraum? Ich habe sie nie gefragt. Sie starb im Alter von 59 Jahren an Krebs. Lag es, wie Alexander Gorkow von seinen Eltern sagte, an ihrem „sehr belasteten Leben“, an der Flucht vor der Roten Armee 1945 als 10-jährige aus Schlesien? Fast nie hat sie davon erzählt. Nur wenn es rausging aus der Siedlung, zu Theaterpremieren in die Stadt oder auf Ferienreisen nach Frankreich und Portugal, strahlten ihre Augen.

Musik [flächiger Sound frei]

Sprecher (Autor)

Ulrich Woelk erzählt eine leise Tragödie, Andreas Heidtmann eine Sehnsuchts- und Fernwehgeschichte, Alexander Gorkow einen Familienroman im Zeichen Pink Floyds. Adeline Dieudonné liebt es drastischer. In ihrem Roman „Das wirkliche Leben“ erzählt die belgische Autorin von einer vierköpfigen Familie, die in einer Fertigbau-Siedlung aus fünfzig ergrauten Einfamilienhäusern wohnt.

Sprecherin 2 [Dieudonné, S.7]

„Bei uns zu Hause gab es vier Schlafzimmer. Meines. Das meines Bruders Gilles. Das meiner Eltern. Und das der Kadaver.

[...] Wildschweine, Hirsche. Antilopenschädel in verschiedenen Größen und von allen möglichen Arten: Springböcke, Wasserböcke, Impalas, Gnus, Oryxantilopen. Dann noch zwei Zebraköpfe. Und auf einem Podest ein ganzer Löwe, die Zähne in den Hals einer kleinen Gazelle geschlagen.

In einer Ecke schließlich – die Hyäne.

Zwar war sie ausgestopft, doch sie lebte, da war ich mir sicher, und genoss den Schrecken in den Augen aller, die sie anzuschauen wagten.

An den Wänden hingen gerahmte Bilder. Darauf war mein Vater mit den toten Tieren zu sehen. Es war immer die gleiche Pose: Ein Fuß auf dem Tier, eine Hand in die Hüfte gestemmt, reckte er mit der anderen stolz und zum Zeichen des Triumphs ein Gewehr in die Luft.“

Sprecher (Autor)

Und wenn der Vater mal keine Tiere tötet, hält er sich an seine Ehefrau.

O-Ton 23 [Dieudonné]

C'est le destin d'une femme qui subit des violences...

Sprecherin 2

Das ist das Los einer Frau, die der Gewalttätigkeit ihres Mannes ausgeliefert ist, seiner Dominanz. Davon gibt es sehr viele. Mich hat die nach wie vor aktuelle Statistik schockiert, dass in Frankreich an jedem dritten Tag eine Ehefrau von ihrem Mann oder ihrem Ex umgebracht wird. Die Mutter steckt fest. Ihre Tochter zeigt ihr aber, dass man dennoch Hoffnung haben kann, der sozial bedingten Gewalt zu entkommen – selbst, wenn das äußerst schwierig ist. Das Paar hat sich wahrscheinlich nicht gewählt, war wahrscheinlich nie ineinander verliebt. Das ist ein sehr trauriges Los. Diese Frau hatte wahrscheinlich ganz andere Sehnsüchte, ganz andere Träume. Aber sie kann sich allein nicht ernähren.

O-Ton-Ende ... qui ne peut pas exister par elle-même.

Sprecher (Autor)

Ist „Das wirkliche Leben“ das für die Nachbarn unsichtbare Leben?
Adeline Dieudonné legt es nahe. Stadtrand-Siedlungen mit
Einfamilienhäusern gewähren genügend Abstandsgrün, um Wut- und
Gewaltausbrüche zu verbergen. Für alles Übrige sorgen die
blickdichten Gardinen. Das Vorstadtidyll kann auch Hölle sein.

Sprecherin 2 [Dieudonné, S.21-22]

„Ich glaube, dass in dieser Familie keiner die gemeinsamen
Abendessen mochte. Trotzdem hatte mein Vater uns dieses Ritual
auferlegt. Und sich selbst auch. Weil es so zu sein hatte. Eine
Familie isst gemeinsam zu Abend, ob es Spaß macht oder nicht. So
wurde es einem im Fernsehen präsentiert. Nur dass die Leute im
Fernsehen glücklich wirkten. Vor allem in den Werbespots. [...] Für
uns dagegen waren die Familienessen eine Strafe, ein großes Glas
Pisse, das wir Tag für Tag zu trinken hatten.“

O-Ton 24 [Dieudonné] Le père, il y a chez lui une grande
insatisfaction...

Sprecherin 2

Im Vater gibt es eine große Unzufriedenheit, eine große Frustration.
Ich glaube, er fühlt sich wie ein Gefangener seines Daseins, seiner
sozialen Konventionen. Er hatte keine Lust auf dieses Leben, keine
Lust zu heiraten und Kinder zu machen. Wahrscheinlich hat er sie
nur gemacht, weil ihm das seine eigenen Eltern als Lebensweg
vorgegeben haben. Aber er fühlt sich darin gefangen. Seine Arbeit
mag er so wenig wie seine Familie und das Viertel, in dem er wohnt.

O-Ton-Ende ... dans lequel il vit.

Sprecher (Autor)

Als der Vater in Adeline Dieudonnés Roman seine Arbeit als
Buchhalter in einem Vergnügungspark verliert, stehen die Zeichen
auf Eskalation. Täglich drohen der Mutter Prügel. Und niemand wäre
zu Hilfe gekommen, wenn die pubertierende, aufbegehrende

Erzählerin sie nicht gesucht hätte. Im Widerstand baut sich ihr Ego auf, stark genug, um die Familie von der Bestie Vater zu erlösen. Adeline Dieudonnés Erzählerin ist eine Heldin aus nackter Verzweiflung. So etwas haben die deutschsprachigen Vorstadt-Romane von Gorkow, Heidtmann und Woelk nicht zu bieten. Von Revolten gegen die „desinfizierten Pantoffelspießer“, wie sie Ralf Rothmann 1991 in seinem Roman „Stier“ nannte, ist bei ihnen keine Rede. Die hämmernden Bässe und jaulenden Gitarren-Soli, die zuweilen aus den Hifi-Boxen dröhnen, bleiben folgenlos.

Musik [flächiger Sound]

Sprecher (Autor)

Das war in der Kölner Gartenstadt Nord nicht anders. Wir ließen die Haare wachsen und trugen Parkas. Aber Demonstrationen gegen den Vietnam-Krieg fanden in der Siedlung nicht statt. Auch keine Polizeigewalt. Von 68er-Revolution keine Spur. Die Vorstädte waren politisch mausetot. Das Aufbegehren fand nur auf dem Plattenteller statt. Manchmal nicht mal da. In Alexander Gorkows Roman „Die Kinder hören Pink Floyd“ liefern die heroisierten Rockmusiker lediglich Argumente, um einen Sweet-Fan wie die immerhin schon erwachsene Manuela in die Schranken zu verweisen.

Zitator [Gorkow S.44]

„Lächelnd erkläre ich Manuela, dass man die Pyramide, das weiße Licht und die Farben des Regenbogens von Pink Floyd am Himmel sehen kann, wenn man sich nur gründlich konzentriert. Wer sich konzentriert, der werde das Zeichen am Himmel sehen. Ich stottere nicht. Ich erzähle, dass die Platte mit der Pyramide mit einem Herzschlag beginnt und auch endet. Pink Floyd senden uns mit dieser Platte eine Botschaft, das ist wichtig. Eben deshalb sei es auch wichtig, dass man sich in diese Platte von Pink Floyd *einhöre*. Dies sei die erste Stufe. Die zweite, dass man die Pyramide von Pink Floyd zu sehen bekomme. Am Himmel.“

O-Ton 20 [Gorkow]

Wenn man in die Stadt fuhr, wie es hieß, war das schon eine ganz große Reise – und ja auch mit Erwartungen verbunden, also mit – heute würde man sagen – Glamour. Das war halt die Königsallee, das waren tolle Einrichtungsläden oder Boutiquen, wie man damals sagte, und das war eben die ganz große Welt: direkt die Anknüpfung nach London, weil wir ja ins „Funkhaus Everts“ fahren dann, um die Pink-Floyd-Platten zu kaufen. Und da es kein Internet gab und im Fernsehen nur wirklich alle paar Wochen oder Monate mal eine Musiksendung lief, die irgendwie den Namen verdiente, war alleine die Reise ins „Funkhaus Everts“ eine Reise in eine andere und bessere Welt. Man war sofort angeschlossen an die ganz große Weltmusik und eben an Pink Floyd, und das war für mich als Kind ganz klar: Wenn Du einen Kontakt in die Außenwelt haben willst, musst du natürlich in die Stadt fahren.

Sprecher (Autor)

So wie für die erste Markenjeans, die – wie die Rockmusik – ein Gefühl der Zugehörigkeit zur Welt vermittelt. An seinem 11. Geburtstag fährt Ulrich Woelks Erzähler Tobias mit der Mutter ins Stadtzentrum. Als sie, sonst betont traditionell gekleidet, eine Jeans anprobiert, reagiert der Junge verstört.

Zitator [Woelk S.12,13]

„Als sie aus der Kabine kam, war der Anblick sonderbar. Die Frau, die vor mir stand, war unzweifelhaft meine Mutter, doch irgendwie war sie es auch nicht. Die Jeans schien aus ihr eine andere Person zu machen. Sie glich auf einmal der Verkäuferin, die so anders war und auftrat als sie.

„Nun? Findest du, dass mir eine Jeans steht?“

Wie hätte ich diese Frage beantworten sollen? Es war so, als hätte sie mich aufgefordert, mich zwischen ihr und einer anderen Person als Mutter zu entscheiden. Doch das wollte ich nicht. Ich wollte, dass sie die war und blieb, die ich kannte, seit ich denken konnte: [...] die immer und zu jeder Zeit bereit war, für mich und mein Wohl alles stehen und liegen zu lassen.“

Zitator [Du, 11/1996, S.39]

„Shopping-Drive, häusliches Mutter-und-Kind-Ghetto, Abstandsgrün, Bildschirm.“

Sprecher (Autor)

Im Schweizer Kulturmagazin „DU“ beschreiben Ernst Hubeli und Christoph Luchsinger die Siedlungen mit ihrem „Weder-Stadt-noch-Land-Alltag“ als nicht authentische, „frei verwertbare Nicht-Orte“ – ein Begriff, den der französische Soziologe Marc Augé berühmt machte.

Zitator [Du, 11/1996]

„Sie repräsentieren nichts – keine Macht, weder Geschichte noch Zukunftsvision; sind pures Nebeneinander und Gleichzeitigkeit einander indifferent gegenüberstehender Objekte und Individualitäten. [...] Die Vorstädte sind entstanden, ohne dass eine Stadt gegründet worden wäre, Zeile um Zeile, 'wie die Vergrößerung einer Kaninchenfarm'.“

Musik [Franz Josef Degenhardt: Deutscher Sonntag]

[5:15] ... Wenn zur Ruh die Glocken läuten,
Kneipen nur ihr Licht vergeuden,
wird's in Couchecken beschaulich.
Das ist dann die Zeit, da trau ich
mich hinaus, um nachzusehen,
ob die Sterne richtig stehen.
Abendstille überall. Bloß
manchmal Lachen wie ein Windstoß
über ein Mattscheibenspäßchen.
Jeder schlürft noch rasch ein Gläschen
und stöhnt über seinen Bauch
und unsern kranken Nachbarn auch. [Ende]

Sprecher (Autor)

In „Deutscher Sonntag“ listet Franz-Josef Degenhardt die klassischen Mittel auf, um der Langeweile in den Vorstädten zu

entkommen: Essen, Fernsehen, Alkohol. Bei uns zu Hause war es nicht anders – mit der sonntäglichen Abend-Pizza und Rotwein vor dem futuristischen Fernsehapparat, mit Gipfeln der Völlerei an Weihnachten, Silvester und Ostern. Auch in Ulrich Woelks Roman schauen die Nachbarn beim Grillabend tief ins Glas. Eine Ehefrau bügelt sogar schon tagsüber den Frust mit einigen Gläschen im Hinterzimmer weg. Und bei Alexander Gorkow inszeniert ein Familienvater seine Rauschlust als kultivierte Weinkunde. Alle bemühen sich dabei, unauffällig zu bleiben und ihre Sucht zu verbergen.

Musik [The Doors: Strange days]

Sprecher (Autor)

Nur mit den früher grauen Fassaden ist das anders. Sie sind heute meistens bunt. Sobald die Hausbesitzer ihre Kredite abbezahlt haben, beginnt das große Renovieren – was den Baumärkten an den Stadträndern seit den 1980er Jahren einen gigantischen Boom beschert.

Zitator [Maak, S.70]

„Die europäische Vorortsiedlung [ist] vom Terror optischer Absonderungsanstrengen gekennzeichnet.“

Sprecher (Autor)

So das Urteil von Architekturkritiker Niklas Maak über die Gier, sich vom Nachbarn unterscheiden zu wollen.

Zitator [Maak, S.70]

„Einer wählt [...] die silberne Metalltür mit den dreieckigen Milchglas-scheiben, einer die grüne Tür mit dem gelben Rahmen, einer malt, weil sein Haus ihm zu langweilig aussieht, einen roten Rallyestreifen auf die Fassade [...] – und vielleicht sind auch diese Individualisierungsanstrengungen nur Indikatoren einer Unzufriedenheit mit dem standardisierten Ganzen.“

Musik [flächiger Sound]**Sprecher (Autor)**

Vor mir steht das Reihenhaus meiner Kindheit. Ein Gefühl von Nähe und Fremdheit. Es wirkt kleiner – so wie nach den langen Sommerferien damals. Ich spüre wieder den harten, grauen Filzteppichboden unter meinen Knien, wenn ich mit meinen Freunden Auto spielte, Matchbox, Made in Germany. Oder Cowboy und Indianer frei nach „Lederstrumpf“ oder einem John-Wayne-Western – da musste ich während der Schusswechsel immer in die Knie gehen. Die Fassade haben die neuen Bewohner verklinkern lassen. Der einstige Vorgarten ist – wie bei fast allen Nachbarn – zubetoniert, um ihn als Parkplatz nutzen zu können.

Musik [Beule]**Sprecher (Autor)**

Dass in den deutschsprachigen Vorstadtromanen heute die minderjährige, eher naiv forschende Perspektive dominiert, muss erstaunen. Es scheint ein solides Maß an Nostalgie im Spiel zu sein. Adéline Dieudonnés Aufschrei gegen häusliche Gewalt zieht ganz andere Register. Und auch die 1974 geborene Französin Julia Deck pflegt keine Sehnsucht nach Kindheitstagen. Ihre Erzählerin Eva Caradec ist seit 30 Jahren verheiratet und kinderlos. In Paris arbeitet sie als Urbanistin. Ihr Ehemann ist krank. Er schluckt Psychopharmaka und verbringt viel Zeit bei seiner Psychologin.

O-Ton 25 [Deck]

Ils ont une cinquantaine d'années...

Sprecherin

Sie sind um die fünfzig und sagen sich: In zehn, fünfzehn Jahren gehen wir in Rente. Wir leben in einem komfortablen Pariser Appartement, aber es wäre trotzdem schön, einen Garten zu haben, mehr Raum, weniger Umweltverschmutzung. Also kaufen sie dieses noch gar nicht gebaute Haus im Katalog. Denn der Ehemann leidet unter Platzangst und verlässt kaum die Wohnung. Wenn er aber

einen Garten hätte, könnte er wenigstens aus dem Haus gehen, ohne sein Eigentum zu verlassen. Also sagen sie sich: Wir werden nach dreißig Jahren im Stadtzentrum weit draußen in der Vorstadt ein Öko-Haus im Grünen kaufen. Als sie dort nach zwei Jahren ankommen, sind sie mit dem Haus zufrieden. Das hatten sie genau so gekauft. Aber sie kennen das Umfeld überhaupt nicht. Sie sind wie Pflanzen, die umgesetzt worden sind. Sie sehen sich mit einer Realität konfrontiert, die sie sich nicht haben vorstellen können.

O-Ton-Ende

... avait imaginée.

Sprecher (Autor)

Für Julia Deck ist die Ökosiedlung der Besserverdienenden ein Soziotop, in dem die Obsessionen wuchern.

Zitatorin [Deck, S. 37]

„Ich rannte im Nachthemd nach unten und fürchtete eine erneute Krise. Du lagst noch immer auf dem Sofa und sagtest: »Hörst du nichts?«

Es stimmte, da war ein Geräusch. Wortfetzen, die zwar durch ein dichtes Material hindurch gedämpft, aber dennoch erkennbar vulgär klangen, wie aus einer Fernsehtalkshow.

»Diese Idioten«, schimpfst du. »Sie haben die Schallisolierung ruiniert.« Ich erinnerte mich daran, dass wir tagsüber tatsächlich eine Bohrmaschine gehört hatten. Die Lecoqs hatten zu tief in die Wand gebohrt und somit die Zwischenschicht beschädigt, die die Schallwellen blockierte. Wir legten uns schlafen. Aber jetzt, da sich das Geräusch in meinem Schädel festgesetzt hatte, verfolgte es mich bis ins Schlafzimmer.“

Sprecher (Autor)

Immer mehr Familien mit kleinen, lärmenden Kindern ziehen in die neue Luxus-Öko-Siedlung. Julia Decks mittelaltes, kinderloses, zunehmend neurotisches Ehepaar wirkt bald völlig deplatziert. Und natürlich folgt nach dem Bohrmaschinen-Desaster die große, sich bis tief in die Nacht hinziehende Grillfeier. Das verlangt nach Rache: Der

klassische Nachbarschaftskrieg kann beginnen.

Zitatorin [Deck, S. 5]

„Ich fand es falsch, den Kater zu töten – ganz allgemein und auch in diesem speziellen Fall –, als du mir sagtest, was du mit dem Kadaver anstellen wolltest. Es war schon April, sechs Monate, nachdem wir umgezogen waren. Die neuen Häuser glänzten in der Sonne, auf den Dächern glitzerten die Solarzellen, und der Rasen wuchs üppig auf beiden Seiten des Weges. Du hattest mich nach draußen begleitet, wo ich die Ringelblumen vor dem Küchenfenster umtopfte. Die Blätter entfalteten sich unter meinen behandschuhten Fingern, dazwischen pralle Knospen, als könnten sie jeden Moment vor lauter Kraft platzen.

Du hattest dir bis in jede Einzelheit überlegt, wie du dem dicken Rotpelz den Garaus machen würdest. Wie du da standst, an die Eingangstür gelehnt, und in aller Seelenruhe deinen Plan vor mir ausbreitetest, wühlte ich einfach weiter in der Erde herum, ohne ein Wort. [...] Ich glaubte, dass du mich nur provozieren wolltest. Und dass du auf jeden Fall verhindert hättest, dass neugierige Ohren dich hören, wenn du auch nur die geringste Absicht gehabt hättest, es wirklich zu tun. Du wusstest ganz genau, dass hier nichts unbemerkt bleibt.“

Sprecher (Autor)

Eine Seite weiter heißt es dann unumwunden:

Zitatorin [Deck, S. 6]

„Es ging nicht nur darum, den Kater zu töten. Es ging darum, unseren Triumph zu untermauern, unseren Aufstieg zum Privateigentum.“

Sprecher (Autor)

Können Öko-Vorstadt-Siedlungen wie in Julia Decks Roman „Privateigentum“ eine Lösung im Kampf gegen den Klimawandel sein? Im Verkaufskatalog wird das natürlich behauptet. Aber der Überschwemmungen provozierende Flächenfraß bleibt. Auch

funktioniert die Öko-Technik nur selten, weil die Bauherren gespart haben. Sie wollen ja auch etwas verdienen. Mit genauem Gespür für die Absurditäten des Vorstadt-Alltags bastelt Julia Deck eine gepfefferte Satire.

O-Ton 26 [Deck]

J'aime bien les choses exagérées...

Sprecherin

Ich liebe Übertreibungen. Meine natürliche Neigung beim Schreiben und im Leben ganz allgemein ist, die Dinge mit Ironie zu nehmen. Die Szenen, die ich darstelle, entsprechen nicht exakt meinen Beobachtungen. Aber sie erscheinen mir nicht schlimmer oder grotesker als die Verhaltensweisen, die man im wirklichen Leben sehen kann. Das ist äußerst kurios: Die Wirklichkeit erlaubt sich sehr, sehr übertriebene Dinge.

O-Ton-Ende

... très, très exagérés.

Musik [Echoes]

Sprecher (Autor)

In Deutschland sind Erzählerinnen in der Stadtrand-Literatur selten. Eine der Ausnahmen: Gisela Elsner, die in ihrem Roman „Nachwuchs“ den wegen des Hausbaus vernachlässigten, übergewichtigen, apathischen Sohn erzählen lässt. Bei den Schriftstellern dominiert der frustrierte Mann: so in Walter E. Richartz' Erzählung „In der Zange“, die voller Ironie die Stereo-Effekte im Reihenhausaalltag herausarbeitet; in Wolfgang Promies Roman „BrandEnde“, in dem ein Lehrer gegen die Verdränger der Nazi-Vergangenheit aufbegehrt; in Norbert Silberbauers Roman „Franz“, einem Österreicher, der mit dem Hauskauf, wie so viele, in die Schuldenfalle rutscht.

Zitator [Bourdieu S.181]

„In gewissem Sinn war die Politik, die darauf abzielte, den Herstellern von Häusern einen Markt zu eröffnen und dabei an ihren Besitz

gekettete Eigentümer zu produzieren, auch erfolgreich.“

Sprecher (Autor)

So das Fazit von Pierre Bourdieu in der soziologischen Studie „Der Einzige und sein Eigenheim“.

Atmo

[Archiv-Mischung: Vogelgezwitscher, Rasenmäher, gedämpfte Stimmen, ferne Autobahn, Schritte]

Sprecher (Autor)

Wie wackelig der Vorstadt-Traum vom Geschützt- und Rundumversorgtsein sein kann, hat zuletzt die Corona-Pandemie gezeigt: sei es durch Privat-Insolvenzen oder Klopapier- und Nudel-Engpässe. Nur ästhetisch bleibt die Peripherie verlässlich.

Zitator [Maak, S.70]

„Ein seltsames Paradox ist zu beobachten.“

Sprecher (Autor)

So Niklas Maak in seinem Buch „Wohnkomplex“.

Zitator [Maak, S.70]

„Während die Architektur [im Umland der Städte] immer weiter standardisiert wird, Massivhausbauer Einfamilienhäuser im Akkord herstellen wie Eier in einer Legebatterie und die Industrialisierung und Serialisierung der Vorstadtarchitektur voranschreitet, ist in den Stadtzentren eine massive Ruralisierung zu beobachten: Eine ländliche Ästhetik des Rohen, Authentischen, Handgesägten macht sich in den Zentren breit.“

O-Ton 27 [Heidtmann]

Das ist schon so, dass man von Nicht-Orten sprechen kann: sowohl was die innere Architektur als auch die äußere angeht.

Sprecher (Autor)

Den Ausbruch aus einem solchen Milieu will Andreas Heidtmann in seinem nächsten Roman beschreiben.

O-Ton 28 [Heidtmann]

Ich sprach schon von der starken Infrastruktur: Da führen dann natürlich Autobahnen vorbei und Zugtrassen usw. Man könnte das jetzt symbolisch auf seelische Verletzungen übertragen, also dass diese Verletztheit der gesamten Region auch ein Spiegel der Verletztheit der jugendlichen Seele ist. Da sehe ich einen ganz unmittelbaren Zusammenhang. Also auch all diese Nicht-Orte oder diese Ödnis und diese, ja, erschreckend sinnlosen Gegenstände, die überall herumstehen: Das sind alles Dinge, die unmittelbar auch seelisch verletzen.

O-Ton 29 [Gorkow]

Diese Städte haben sich ja – wie andere Städte auch – mehr und mehr angeglichen durch Supermärkte, Autohäuser usw. Aber das ist damals so eine halb blüherante Welt noch gewesen, die sehr bäuerlich war, niederrheinischer Katholizismus. Es gab eben noch das von mir im Buch beschriebene „Bauerwartungsland“, also Wiesen und Felder, auf die dann irgendwann mal was gebaut wurde. Dort haben wir halt Fußball gespielt. Und ich fand das schön. Ich habe auch heute noch, wenn ich nach Buderich zurückkomme, Heimatgefühle – das kann ich nicht leugnen.

Sprecher (Autor)

Alexander Gorkow wohnt heute als Feuilletonchef der Süddeutschen Zeitung in München.

O-Ton 30 [Gorkow]

Ich merke auch mit zunehmendem Alter, dass die großen Reisen irgendwie mehr und mehr im Kopf stattfinden. Das hat jetzt nicht nur mit Corona zu tun. Um es ganz klar zu sagen: Ich könnte auch wieder in einem Vorort wohnen. Kein Problem.

Sprecher (Autor)

Für mich wäre es ein Problem.

Musik [flächiger Sound]

Sprecher (Autor)

Eigentlich hätte ich die Stadtrandsiedlung meiner Kindheit und Jugend gar nicht besuchen müssen. Denn sie steckt tief in mir drin. Alles ist abrufbar – auch der Moment, als mir meine Mutter 1992 einen roten Teppich für den Wiedereinstieg in die Siedlung ausrollte. Meine Eltern, die immer zur Miete gewohnt hatten, wollten mir in ihrer Straße den Kauf eines Hauses ermöglichen. Wegen des Enkelchens. Ich habe damals spontan abgelehnt. Denn Stadtrand-Siedlungen – daran konnte ich mich schmerzlich genau erinnern – bieten fast nur absehbare, oft standardisierte, selten aufregende Situationen. Mehr noch: Sie fordern extreme Anpassungsfähigkeit. Auch an die Kernfamilie. Die ist eine „geschlossene Gesellschaft“. Wie sagte doch meine Mutter immer:

Sprecherin

Was hier im Haus passiert oder beredet wird, dürft ihr niemandem weitererzählen.

Musik [Pink Floyd: Echoes]

Stationssprecher/Regisseurin:

Endlich Ruhe, Platz und Grün. Der Traum vom Vorstadtleben.

Ein Feature von Christoph Vormweg.

Mit Max Urlacher, Nina West, Laurenz Laufenberg und Stephanie Eidt.

Ton: Martin Eichberg.

Regie: Stefanie Lazai.

Redaktion: Jörg Plath.

Eine Produktion von Deutschlandfunk Kultur 2021.

Zitate:

Bourdieu, Pierre u. a.: Der Einzige und sein Eigenheim. Erweiterte Neuauflage. VSA-Verlag, Hamburg 2002

Deck, Julia: Privateigentum. Roman. Aus dem Französischen von Antje Peter. Klaus Wagenbach Verlag, Berlin 2020

Dieudonné, Adeline: Das wirkliche Leben. Roman. Aus dem Französischen von Sina de Malafosse. dtv, München 2020

Gorkow, Alexander: Die Kinder hören Pink Floyd. Roman. Kiepenheuer & Witsch Verlag, Köln 2021

Heidtmann, Andreas: Wie wir uns lange Zeit nicht küssten, als ABBA berühmt wurde. Roman. Steidl Verlag, Göttingen 2020

Hubeli, Ernst; Luchsinger, Christoph: Das Leben der Vorstädte. Zwischen Zentrum und Peripherie. In: Du – Zeitschrift für Kultur, Heft „Suburbia“, 11/1996

Maak, Niklas: Wohnkomplex: Warum wir andere Häuser brauchen. Hanser Verlag, München 2014

Steinrücke, Margareta / Schultheis, Franz: Vorwort. In: Bourdieu, Pierre u. a.: Der Einzige und sein Eigenheim. Erweiterte Neuauflage. VSA-Verlag, Hamburg 2002

Vormweg, Heinrich: Jedem sein Paradies. In: Der Monat, Heft 189, 1964, S.22-26.

Woelk, Ulrich: Der Sommer meiner Mutter. Roman. Verlag C. H. Beck, München 2019